

Kanzelrede von Dr. h. c. Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, in der Salvatorkirche in Duisburg am 12. Dezember 2010: „Wir sind so frei... wie frei sind wir wirklich? Jüdisches Leben in Deutschland heute.“

– Es gilt das gesprochene Wort –

---

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

vor 75 Jahren sollte Carl von Ossietzky den Friedensnobelpreis erhalten. Damals gelang es den Nationalsozialisten zunächst noch, die Auszeichnung des im KZ inhaftierten Journalisten zu verhindern. Als er dann 1936 rückwirkend den Nobelpreis für 1935 zugesprochen bekam, untersagte das Regime Ossietzky und seinen Angehörigen die persönliche Entgegennahme.

Am vergangenen Freitag blieb erstmals seit der Nazi-Zeit der Stuhl des Preisträgers wieder leer: Weder der Menschenrechtler Liu Xiaobo, der in Nordostchina im Gefängnis sitzt, noch einer seiner Angehörigen durfte die Auszeichnung persönlich entgegennehmen. Und damit nicht genug: Peking hatte allen Ländern mit wirtschaftlichen Konsequenzen gedroht, die an der Verleihung teilnehmen würden. In der Folge boykottierte fast ein Drittel der 64 geladenen Botschaftsvertreter aus aller Welt die Zeremonie – unter ihnen Diplomaten aus Afghanistan, Ägypten, Irak, Iran, Kasachstan, Marokko, Pakistan, Russland, Saudi-Arabien, dem Sudan oder Tunesien.

Die Veranstaltung am 10. Dezember – ganz nebenbei der internationale Tag der Menschenrechte – wurde zur Zeremonie der leeren Stühle. – Eine Offenbarung. Beredtes Schweigen, das viel aussagt über Mut und Feigheit und über Freiheit im Jahre 2010.

Deutschland war am Freitag in Oslo vertreten. Über dies bezeichnete die Bundesregierung Chinas Vorgehen als „Schande“. Drei mal ging der Friedensnobelpreis seit 1949 in deutsche Hände über, an Menschen, die im Jahr zuvor – ich zitiere Alfred Nobel: „am meisten oder am besten auf die Verbrüderung der Völker und die Abschaffung oder Verminderung stehender Heere sowie das Abhalten oder die Förderung von Friedenskongressen hingewirkt“ und damit „der Menschheit den größten Nutzen erbracht“ haben. Zitat Ende. Das sagt viel über die Freiheit in Deutschland seit 1945 aus.

Vor 65 Jahren, am Ende der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft, standen die jüdischen Überlebenden in Deutschland – Menschen, denen in diesem Land alles genommen wurde: ihre Würde, ihr Grund und Gut, ihre Liebsten – vor der wohl schwierigsten Entscheidung ihres Lebens. Sollte das Judentum in Deutschland schließlich doch noch kapitulieren gegenüber Angst, Hass und Wahn; oder sollten sie diesem Land und seinen Menschen noch eine zweite Chance geben?

Die Herzen dieser Menschen waren zerrissen.

Mein Vater s.A. wollte ihn ertragen, jenen Gedanken, im sogenannten Land der Mörder zu leben. Ich hingegen folgte ihm damals nur widerwillig, und hatte den sprichwörtlichen gepackten Koffer noch im Schrank.

Erst mit den Jahren steckte er mich an mit seiner unbeirrbareren Zuversicht. Und dann, einige Jahrzehnte später, am 9. November 2003, als wir in München den Grundstein für die neue Münchner Hauptsynagoge Ohel Jakob in die Erde einbrachten – an jenem Tag habe ich gewusst, was ich lange Zeit nur hoffen konnte: Es war richtig, in Deutschland zu bleiben. Es war richtig, zu vertrauen – in dieses Land, seine Politik und seine Menschen. Am Abend dieses Tages packte ich meinen Koffer aus.

Das neue jüdische Zentrum im Herzen meiner Heimatstadt ist für mich das Symbol der Heimkehr jüdischen Lebens in Deutschland. Ein Leben, das mehr ist als bloße Existenz – ein Leben als fester, selbstverständlicher, selbstbewusster und anerkannter Bestandteil der Gesellschaft.

Ein Leben, meine sehr verehrten Damen und Herren, ich bin so frei zu sagen, ein Leben in Freiheit. Das Deutschland von heute – das sage ich aus tiefster Überzeugung – ist für uns Juden wieder eine Heimat, in der wir sehr hoffnungsvoll in die Zukunft blicken können.

„Wir sind so frei... wie frei sind wir wirklich?“, verehrte Anwesende, diese Frage, zu deren Beantwortung ich heute angetreten bin, trägt durchaus luxuriöse Züge in einem freiheitlich-demokratischen System wie dem der Bundesrepublik Deutschland.

Wir sind so frei in diesem Land: Unsere Verfassung baut auf staatlich zugesicherten und staatlich geschützten Freiheitsrechten auf. Niemals zuvor waren die Menschen in diesem Land a priori so frei wie heute. Begrenzt werden unsere Grundfreiheiten nur durch die Freiheitsansprüche unserer Mitmenschen und rechtsstaatliche Gesetze.

Diese theoretische Freiheit wird eingeschränkt durch moralische und gesellschaftliche Konventionen, denen wir uns freiwillig unterwerfen, sowie – und zwar in erheblicher Art und Weise – durch das Kapital, das einem Menschen zur Verfügung steht, um seinen Freiheitsdrang auszuleben.

Den letztgenannten Aspekt überlasse ich den versierten Referenten aus der Wirtschaft und komme zurück auf die Konventionen und die sozialpsychologischen Schemata, denen wir unterliegen. Denn gerade weil wir de iure frei sind, ziehen wir selbst Grenzen in unseren Köpfen.

Einer meiner Vorgänger im Amt des Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis, sagte in seinem letzten Interview vor gut zehn Jahren, Juden und Nichtjuden seien einander fremd geblieben. Ich war damals anderer Meinung und bin es bis heute. Ich hatte die große Ehre, sein und Paul Spiegels Erbe antreten zu dürfen und jene Brücken fertig zu stellen, deren Bau sie begonnen hatten. Heute sind wir so nah dran wie nie zuvor, ein normaler Teil der deutschen Gesellschaft zu sein. Juden und Nichtjuden sind sich endlich auf der Mitte jener Brücke, an der wir alle gebaut haben, begegnet.

Und doch: Noch ist nichts Jüdisches in Deutschland selbstverständlich. In den letzten 200 Jahren betrug der Anteil der Juden an der deutschen Bevölkerung durchschnittlich selten mehr als 0,5 Prozent. Aktuell sind es etwa 0,2 Prozent. Wir können also davon ausgehen, dass eine Muslima mit Kopftuch oder Burka in der Duisburger Straßenbahn weniger Fragen aufwirft als ein Jude mit einer Kippa, dieser kleinen kreisförmigen Kopfbedeckung.

Die wenigsten nichtjüdischen Deutschen haben sich jemals bewusst mit einem Juden unterhalten. Und wenn es passiert – und das meine ich ganz ernst – kann man sich kaum vorstellen, wie irritiert manch einer reagiert, wenn er das erste Mal einem lebendigen Juden gegenübersteht. Symptomatische Unfreiheit.

Auf der anderen Seite – und leider ist auch das mein Ernst – weiß ich hundertfach um die Sorgen von jüdischen Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, die um Himmels willen nicht in der Schule, der Arbeit, im Büro oder bei ihrem Vermieter negativ anecken wollen, weil sie fürchten, ihr Verhalten werde nicht ihnen selbst, sondern ihnen als Vertreter eines ganzen Volkes angelastet. Das macht unfrei.

Sie alle kennen – vielleicht sogar aus eigener Erfahrung – die plötzliche Verunsicherung, wenn es gilt, das Begriffspaar „Deutsche“ und „Juden“ sprachlich irgendwie in den Griff zu bekommen. Spricht man von „nichtjüdischen Deutschen“ und „jüdischen Deutschen“? oder besser von „christlichen“ und „jüdischen“ Deutschen? Haben wir es mit „jüdischen Deutschen“ zu tun, mit „deutschen Juden“ oder etwa mit „jüdischen Mit-Bürgern“? Symptomatische Unfreiheit.

Meist bleibt es bei „Deutschen“ und „Juden“. – Eine Vereinfachung, die schlagartig bedenklich wird, sobald es keine mehr ist – sondern vielmehr die sprachliche Entsprechung einer allgemeinen Wahrnehmung.

Denn allen gesellschaftlichen und politischen Beteuerungen zum Trotz fühlen sich nicht wenige Juden noch immer fremd in unserem Land – und schlimmer noch: sind nicht davor gefeit, in Deutschland als fremd empfunden zu werden. Das macht unfrei.

Sozialforscher schätzen, dass etwa 20 Prozent der nichtjüdischen Deutschen tendenziell judenfeindliche Einstellungen besitzen.

Wir alle haben Vorurteile. Wir brauchen sie, um uns in einer immer komplizierter werdenden Welt zurechtzufinden. Im Unterschied dazu zielen Ressentiments nicht auf das Verhalten eines Menschen, sondern auf dessen Existenz. Und Antisemitismus ist ein Ressentiment. Antisemiten nehmen den Juden übel, dass sie existieren. Es spielt keine Rolle, wie wir sind oder was wir tun – ob wir uns assimilieren oder unsere jüdische Identität stolz vor uns hertragen. Antisemiten werden uns immer kritisieren – entweder unsere Angepasstheit oder unsere Abgrenzung.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

seit bald 1.700 Jahren leben Juden auf dem Gebiet des heutigen Deutschlands. Sie kamen mit all ihrem Wissen, ihren Erfahrungen, ihrer langen Geschichte. Kamen mit der Sehnsucht, hier eine Bleibe, eine Heimat zu finden – in einem Land, das noch gänzlich ungeformt war, in einem Volk, das es noch gar nicht gab.

Von Anfang hatten sich die deutschen Juden ganz bewusst assimiliert. Schließlich wurde der Erste Weltkrieg zum entscheidenden Faktor eines Bewusstseinswandels. Für viele war der Kriegsausbruch die Gelegenheit, um ihr Deutschtum unter Beweis stellen zu können.

Endlich war für die deutschen Juden, die sich nichts sehnlicher wünschten, als nicht mehr Bürger zweiter Klasse zu sein, der Tag gekommen, da sie zeigen konnten: Wir sind echte Patrioten!

Von 80.000 jüdischen Frontsoldaten kehrten 12.000 nie wieder nach Hause zurück. 35.000 wurden mit Orden aller Klassen ausgezeichnet.

Die Weimarer Republik brachte für die Juden eine Reihe von Verbesserungen mit sich. Jüdische Wissenschaftler, Literaten und Künstler hatten nicht unerheblichen Anteil an den bedeutenden Errungenschaften und Werken dieser Epoche. Und doch gelang den Juden eines nie: den dumpfen Antisemitismus zu überwinden, der in der Bevölkerung schlummerte und am Ende triumphierte.

Sofort nach Hitlers Machtübernahme begannen die politischen Maßnahmen der Unterdrückung und Ausgrenzung. Von nun an konnten sich Antisemitismus und Antijudaismus ungebremst Bahn brechen und wurden schließlich mit der sogenannten Endlösung, dem Holocaust, der weitgehenden Vernichtung jüdischen Lebens in Europa systematisch umgesetzt.

Eine Stunde Null, wie sie sich einige vorstellen, konnte es danach nicht geben. Die Geschichte zeigt uns, in welche Katastrophe der Mensch selbst die Menschheit stürzen kann. Die Erinnerung ist unkündbar. Aber sie darf niemals Selbstzweck sein. Darf niemals dazu führen, dass wir in der Vergangenheit hängen bleiben. Als Überlebende, meine sehr verehrten Damen und Herren, geht mein Blick immer in die Zukunft. Weil ich jener singulären Katastrophe entkommen konnte, weiß ich, dass Leben mehr ist als Überleben.

Verehrte Anwesende, Nationalsozialismus und Holocaust bilden eine denkbar unglückliche Kulisse für eine unbeschwerte Begegnung von Juden und Nichtjuden in unserem Land. Die Menschen – das ist meine feste Überzeugung – leiden bis heute unter den Folgen des langen Schweigens und des noch längeren sozialen Nebeneinanders, aus dem erst in den letzten gut zehn Jahren ein Miteinander geworden ist.

Es lässt sich nicht schönreden und ist zu lange totgeschwiegen worden: Unsere schwierige Geschichte hat vielschichtige seelische und psychische Phänomene hinterlassen, unter denen Juden und Nichtjuden in Deutschland nach wie vor leiden, und die das tägliche Miteinander bis heute manchmal prägen.

So frei die Gedanken selbst sein mögen, uns können sie einengen: Berührungsängste und Unwissen, Klischees, Irrtümer, Ressentiments und Missverständnisse – machen unfrei.

Ich wünsche mir gar keine Normalität – das wäre nicht normal. Aber ich wünsche mir, dass die Menschen, dass wir uns wirklich offen begegnen, unvoreingenommen übereinander denken und menschlicher miteinander umgehen. Das bedeutet es, Vergangenheit und Zukunft zu verbinden.

Schuld, Scham und Schande sterben mit den Tätern. Die Gnade der späten Geburt ist die Freiheit. Wir sind heute so frei in diesem Land, wie wir uns gegenseitig sein lassen. Schuld, Scham und Schande sterben mit den Tätern. Was bleibt, ist Verantwortung. Verantwortung für ein friedliches Miteinander aller Menschen in unserer Gesellschaft. Verantwortung dafür, wie wir übereinander denken und wie wir einander begegnen.

Wir sollten heute so frei sein, uns als Menschen zu begegnen. Frei von Vorurteilen, frei von Berührungsängsten. Vor allem die jungen Menschen in diesem Land – Juden wie Nichtjuden – müssen die Chance haben, sich ganz frei, ganz neu kennenzulernen.

Die Zeit ist reif für eine klügere nichtjüdisch-jüdische Erinnerungskultur: im Dialog, differenziert, mit mehr Empathie auf beiden Seiten. Niemand darf dem anderen diktieren, wie er mit seiner Geschichte umzugehen hat. Wir brauchen Verständnis für die nach wie vor offenen Wunden auf beiden Seiten, für die Friedhöfe, auf denen wir zur Welt gekommen sind.

Behutsam aber zielstrebig müssen wir unsere historische und kulturelle Nähe, unser gemeinsames Erbe noch stärker hervorheben. Wider die lähmende Verklemmtheit sollten wir entspannt, weltoffen und tolerant unsere Neugier für den anderen ausleben.

Geschichtsbewusstsein ist ein wichtiger Teil unserer politischen Kultur. Aber es bedeutet vor allem eines: Hier und heute Verantwortung zu übernehmen – aufgeklärt patriotisch, aus Liebe zu unserem Land – Verantwortung für unsere Demokratie und die in unserem Grundgesetz verankerten Werte, für die Gestaltung unser aller Gegenwart und Zukunft und für die Freiheitsrechte des anderen.

Verehrte Anwesende,

unsere Eltern bzw. unsere Großeltern benutzen die Höflichkeitsformel „ich bin so frei“ wenn sie einen Wunsch formulieren wollte. Heute bin ich so frei, Ihnen von ganzem Herzen ein fröhliches Weihnachtsfest und ein glückliches und gesundes neues Jahr zu wünschen und darf mich bei Ihnen aufrichtig für Ihre Aufmerksamkeit bedanken.

---

Vorstellung des Kollektenzwecks durch Dr. h. c. Charlotte Knobloch

---

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

die heutige Kollekte kommt dem Duisburger Projekt „pro kids“ zugute. So oft ich kann, suche ich das direkte Gespräch mit jungen Menschen. Vorurteile, Berührungs- und Schwellenängste lassen sich am besten von Angesicht zu Angesicht ausräumen. Die jungen Generationen sind unsere Zukunft, und wir sind für die ihrige verantwortlich. So war es mir besonders wichtig und ich freue mich sehr darüber, dass die heutige Kollekte an ein Projekt geht, das sich an junge Menschen richtet.

Das Kontaktcafé „pro kids“ für Straßenkinder und -jugendliche setzt mit seiner Hilfeleistung bei denjenigen an, die zu den Ärmsten und Schwächsten in unserer Gesellschaft gehören: Kinder und Jugendliche, die aufgrund zerrütteter Familienverhältnisse, aufgrund von Schulversagen oder anderen sozialen Problemen in eine Lage geraten sind, in der sie unserer Unterstützung bedürfen.

Bei „pro kids“ finden diese Kinder und jungen Erwachsenen Beratung und Hilfe bei Problemen wie Wohnungsnot, Problemen mit ihren Eltern, Drogenabhängigkeit oder Überschuldung. Hilfe auch im Umgang mit der Polizei oder Beistand bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz. Im Kontaktcafé finden sie Schutz und Geborgenheit, persönliche Gespräche, gesunde Mahlzeiten, sowie die Möglichkeit zum Wäschewaschen, Duschen und vieles mehr. Projekte wie „pro kids“ geben Straßenkindern eine Anlaufstelle und einen Ort, an dem Menschen für sie da sind. Das Team wird zu 100 Prozent aus Spendenmitteln finanziert und vom Diakoniewerk Duisburg betreut. Mit unserer Kollekte helfen wir „pro kids“, diesen Kindern und Jugendlichen wieder eine Zukunft zu geben.

Ich danke Ihnen für Ihre Spende.